

Benjamin Eugster

## **Blinde Flecken der medienethnographischen Methodologie**

Selbstreflexive Annäherungen an die Problematik  
passiv-repetitiver Mediennutzung

### **Grenzen des Methodenmix**

Wie sehr eine konsequente «Befremdung der eigenen Kultur» für eine fachliche Standortbestimmung von Nöten ist, lässt sich anhand des wissenschaftlichen Umgangs mit der eigenen Medialität exemplarisch aufzeigen. Denn obwohl die multimediale Vernetzung des wissenschaftlichen Alltags bis in die bürokratischsten Tiefen der Modulbuchungsdatenbanken von Universitäten vorgestossen ist und sich für die Studierenden jedes Semester in Abhängigkeit von Kreditpunktquantitäten strukturiert; obwohl der PowerPoint-Bildschirm nicht nur die Form von Referaten nachhaltig prägt, sondern auch die Blicke der Lernenden vom Kopf des Dozenten auf die Projektionsfläche an der Wand lenkt, scheint es nach wie vor notwendig zu sein, in der Methodendidaktik auf die «gegenseitige Durchdringung»<sup>1</sup> von Alltag und Medien hinzuweisen.

Gleichzeitig fällt die Koppelung von unterschiedlichen kulturellen Systemen wie beispielsweise zwischen Medienwelt und Alltagswelt – geschweige denn von wissenschaftlichen Disziplinen wie Medienwis-

---

1 Bachmann/Wittel 2006, S. 205.

senschaft und Sozialwissenschaft – trotz der inflationären Rede von Interdisziplinarität selten befriedigend aus. Oft sind es unreflektierte Theietransfers, die zu einer hierarchisch beschränkten Form dieser Koppelungen führen: Anstelle einer interdisziplinären Verschmelzung ist vielerorts lediglich eine Horizonterweiterung einer dominierenden Fachrichtung auf das Forschungsgebiet einer zweiten zu beobachten. Dieses Ungleichgewicht kann insbesondere bei Untersuchungsgegenständen zu einer verkürzten Betrachtung führen, aus welchen neue methodische Ansätze als Notwendigkeit hervorgehen und nicht bloss durch einen Blick über die Fachgrenze «aus einem neuen Winkel» betrachtet werden. Die qualitative Auseinandersetzung mit der Rezeption von Medien befindet sich gezwungenermassen an einer solchen Schnittstelle, welche ohne die angebrachte Methodenreflektion als blinder Fleck zwischen den unterschiedlichen Ansätzen unterzugehen droht.

In der Studiensituation des Zürcher Instituts für Populäre Kulturen erweist sich die dialektische Auseinandersetzung zwischen dem Bereich der «Populären Literaturen und Medien» und der «Alltagskulturanalyse» aufgrund der unterschiedlichen und sich dennoch überschneidenden Fachgeschichten als enorme Chance für das Überdenken einer spezifischen medienrezeptiven Methodologie. Als Inbegriff dieser methodischen Überschneidung werde ich mich im Folgenden auf den Begriff der Medienethnographie beziehen, den ich abseits von konkreten Methodenvorschlägen als Absichtserklärung verstehe, Medienrezeption sowohl als Bestandteil des Alltags als auch als Teil der wissenschaftlichen Arbeit in einem angepassten Vorgehen zu analysieren und zu reflektieren.

### **«Interviewanalyse als Monolog»**

Durch eine starke Prägung der filmwissenschaftlichen, medienimmanenten Analyseverfahren äusserte sich bei mir beim blossen Gedanken an empirische Befragungen von Rezipienten eine Art der «Angst des Medienwissenschaftlers vor dem Feld». Die Skepsis an der «Nützlichkeit» von empirisch erhobenen Daten für ein spezifisches Interesse des Forschers, dem mit einem imaginären Rezipienten vielleicht besser gedient wäre, zeigt sich in ihrer Kehrseite als Angst, fixe und letzten

Endes subjektive Konzepte durch die empirische Auseinandersetzung mit einer anderen subjektiven Deutung in Frage gestellt zu haben. Viel stärker als auf eine medienwissenschaftliche Arroganz, sich über die Überprüfbarkeit eigener Deutungen hinwegzusetzen, weist diese Angst auf einen grundlegenden Konflikt zwischen wissenschaftlichem Interesse und methodischer Korrektheit hin.

Dieser Konflikt zeigte sich in meiner ersten medienethnographischen Untersuchung im Rahmen eines Seminars zu «Biografie und Serienrezeption», in welcher ich bewusst an den Wurzeln meiner eigenen soziokulturellen Erfahrung ansetzte. In der Auseinandersetzung mit Konzepten des biografischen Erzählens und narrativen Interviewtechniken innerhalb des Seminars kamen immer wieder Übungen zum Zuge, die dazu ermunterten, diskutierte Konzepte und Phänomene auf die eigene Medienbiografie zu beziehen. Dabei zeigte sich bei mir vor allem die Verknüpfung des Biografischen mit der Serialität als neue Perspektive auf die eigene Wahrnehmung. Ausgehend von Fernsehserien weitete sich das Verständnis von Serialität so weit aus, dass für mich das Biografische letztlich nichts als eine Variation von serieller Erzählung darstellte. Ich versuchte die beiden Begriffe in meiner Seminararbeit konkret auf Erfahrungen und Medien aus meinem eigenen gesellschaftlichen und kulturellen Netz zu beziehen, um eine allzu schnelle Relativierung der Unterschiede von biografischer und medialer Serialität vorzubeugen. Letztlich zeigte sich in diesem Vorgehen, wie gerade die «eigene Erfahrung» das Verständnis von Serialität geprägt hat, welches wiederum das Denken über die eigenen und insbesondere auch fremden Erfahrungen beeinflusste und vielleicht erst ermöglichte. Im Folgenden werde ich mich auf diesen Prozess als Re-Medialisierung der Erfahrung berufen, das Einfließen der wahrgenommenen eigenen Erfahrung in die Beschreibung von Erfahrungen anderer.

Die Bedeutung der eigenen Erfahrung rührt nicht zuletzt vom Zusammenspiel von Nähe und Distanz in meiner Untersuchung her. Denn nicht nur die beiden Freunde, die ich interviewte, sondern auch die von ihnen bevorzugten Medieninhalte waren mir durch gemeinsames oder paralleles rezipieren bestens bekannt. Somit schloss das untersuchte Feld

mich selbst und meine Rezeptionsformen mit ein. In den narrativen Interviews versuchte ich aufgrund dieser Vertrautheit eher assoziativ vorzugehen als einem klaren Leitfaden mit konkreter thematischen Ausrichtung zu folgen. Mit dem Einbezug von eigenen Anekdoten oder Erfahrungen versuchte ich eine interaktivere und für die Befragten eventuell freiere Erzählform zu ermöglichen, als durch die Penetranz des nickenden Zuhörers eine in sich geschlossene Erzählung zu erzwingen.

### **Zwei völlig verschiedene Welten: Biografische Erfahrung zwischen Bruch und Kontinuität**

Das alltägliche Verhältnis zu «abstrakten» Medienformen, wie der Musik, interessierte mich in beiden Gesprächen deshalb besonders, weil sich Prozesse wie Identifikation und Unterhaltung dabei auf nicht primär zeichenhaft operierender und folglich schwer zu kommunizierender Ebene abspielen. Zudem zeichnet sich das Musikhören als kulturelle Praktik durch seine passiv-repetitiven Eigenschaften aus. Es handelt sich dabei oft um eine im Hintergrund einer anderen Tätigkeit ablaufende Wahrnehmung und die nahezu beliebige Wiederholbarkeit des «ewig Gleichen» in Playlisten oder CDs eröffnet stark medial geprägte Dimensionen des Ritualen. Da gerade diese Selbstverständlichkeiten des Passiv-Repetitiven schwer zu artikulieren sind, fällt die Vorstellung des Forschers davon stärker ins Gewicht, woran sich die Wahrnehmung der interviewten Person orientiert. Diese unvermeidlichen Projektionen von eigenen Erfahrungen gilt es hier kritisch miteinzubeziehen und nicht auszuklammern. Während ich G (Mitstudent, ca. 23) viel eher als eine Person erfahren hatte, die

G: Damals hab ich mir gedacht: Ja, Geschmack ändert sich und so, aber Jimmy werde ich immer geil finden. Und bis jetzt find ich Jimmy noch immer „uhuere geil“. Also ich höre es sogar noch immer regelmässig. Das ist, gopf, das ist über zehn Jahre, oder?

[...]

C: Magst Du Dich noch erinnern an den Kommentar von meinem Bruder oder von einem Freund von ihm an dem einen Openair als Skalariki lief? (M: Buh, na-a..) Als sie dann irgendwie gesagt hatten (imitiert mit pathetischer Stimme) Ja, das waren noch Zeiten, als wir zu dem noch tanzen konnten [M beginnt zu lachen] und das noch super fanden.

M: Und jetzt sagen wir genau dasselbe. Ja...es ist...vielleicht so eine Entwicklungsstufe, die man durchmacht.

C: Und wo meinst Du, dass diese irgendwann einmal einsetzt? oder.. oder weisst Du wovon das dann abgelöst wurde?

M: Abgelöst? Es ist mir einfach verleidet. Es klingt irgendwie alles gleich.

[...]

M: Komplettextlich und musikalisch sind es halt auf eine Art zwei völlig verschiedene Welten. Irgendwie Ska ist so „heile Welt“-Musik und das andere ist eher so realistische, naja, „realistische Musik“ ist vielleicht auch etwas überzogen, aber eher... ein bisschen...eher ein bisschen direkte Musik. (weist auf Kamera hin) Sieht man mich?“

[...]

C: Was kommt Dir beim Hören sonst noch in den Sinn?

M: - Vorreiterrolle. Als ich, bö, als ich erzählt habe, also in der Bez war das einmal, also erste zweite Klasse oder so, vielleicht bei Horlacher, wo man sich halt vorstellen musste. Was man hat so für „Sound“ höre. Als ich gesagt habe SKA haben alle so gefragt (imitiert neugierige Stimme) „Ja, was ist das?“ und haben huere darüber gelacht. Und so ein paar Jahre später war das so ein verdammter Boom. [...]

von einer spezifischen Musik über längere Zeit begleitet wurde, hätte ich M (ehemaliger Schulkollege, ca. 22) aufgrund gemeinsamer Konzerterfahrungen als eine Person eingeschätzt, welche ihre biografische Entwicklung stärker anhand bestimmter Stilbrüche und Ablösungsmechanismen strukturiert.

Die Gegenüberstellung von meiner eigenen Vorstellung davon, wie die befragte Person ihre Medien wahrnimmt, mit der im Gespräch geäußerten Selbstdarstellung der Wahrnehmung fand nicht nur in der konkreten Gesprächssituation, sondern vor allem in der Analyse statt. Da ich die Fragen entweder auf konkrete, mir bekannte Medieninhalten ausrichtete oder bei der biografischen Veränderung von Rezeption ansetzte, zeigt sich die Gegenüberstellung ziemlich klar darin, ob eine implizierte These im Gespräch widerlegt, bestätigt oder durch Irrelevanz relativiert wurde. Der Tendenz, durch eine suggestive Anordnung der Fragen, bestimmte Wunschantworten zu erhalten, ist nie gänzlich auszuweichen. Es stellt sich die Frage, ob die bewusste Einbringung eigener Vorstellungen oder Erinnerungen suggestiv funktioniere oder vielleicht eher in einer Abwehr-

reaktion der befragten Person resultiert. So erinnerte ich (C) mich in Bezug auf den biografischen Wechsel im Musikgeschmack von M (von Ska-Punk zu HC/Crust-Punk) an einen Satz meines Bruders, der die Euphorie von M und mir an einem Openair belächelte und ironisch nostalgisch auf ähnliche Erfahrungen zurückblickte.

Dass ich die am wenigsten erwartete Antwort erhielt, als ich etwas früher im Interview ein Lied der angesprochenen Musikgruppe abspielte und nach spontanen Assoziationen fragte, lässt in der selbstreflexiven Beschäftigung mit der angewandten Methodologie aufhorchen. Der Einbezug des thematisierten Mediums als dritte Instanz in der Gesprächssituation erwies sich als geeignete Möglichkeit, vom Forscher nicht so sehr bedachte Aspekte aus der direkten Reaktion des Befragten herauszulocken.

### **Die Wiederkehr des Passiv-Repetitiven**

Die Rezeption und ihre Artikulation erfolgen sowohl manifest öffentlich als auch im intimen Rahmen. Sei es nun der Unterschied zwischen einem Konzertbesuch und dem Kopfhörer des MP3-Players oder die klaffende Lücke zwischen dem Film im Kino und der Cartoonserie auf dem eigenen Laptop; die intime Rezeption weist einen stärker repetitiven Charakter auf als dies im Umgang mit der Einmaligkeit des Event-Spektakels der Fall ist. Die Intimität des Medienkonsums als «Beziehung» zwischen Konsument und Medium ist in den unterschiedlichsten Lebensaltern anzutreffen. Im Gespräch mit G kam genau dieser altersübergreifende passiv-repetitive Rezeptionsmodus am Beispiel der Hörspielkassetten zur Sprache, sodass die Kassetten auf ihn noch immer denselben Reiz und dieselbe beruhigende Wirkung haben wie in der Kindheit. So sei es auch schon vorgekommen, dass er sich krank im Bett liegend Pumuckl anhörte und dazu im fiebrigen Halbschlummer zwischen Wachsein, nostalgischer Erinnerung und zeitloser Wonne hin und her schaukelte. Eine ähnlich intime, isolierte Situation schildert er in den etwas längeren Ausführungen zu seinem Fernseher, den er sich als Jugendlicher für sein eigenes Zimmer angeschafft hatte. Während des Gesprächs wird die Frage-Antwort-Situation aufgeweicht und seine Freundin B übernimmt mit

C: Und das hat keine Diskussionen gegeben?

G: DOCH! (lachend und mit Nachdruck) Doch, ja.... (ironische Betonung auf die Junkie-mässige Formulierung) Aber ich hab's gebraucht! (B und C lachen) Nein, der Fernseher im Zimmer war gut für mich.

C: Er hat zur allgemeinen Sozialisation innerhalb der Familie beigetragen, kann ich mir vorstellen (lacht)

G: Nein, es war halt einfach... Es war halt einfach mein Freund, ja. Nein im Ernst.. (B: So ein Telekolleg halt) Genau. Nein, ich hab's einfach gerne gehabt. So am Abend, wenn alle gegent haben, hab ich immer Filme geschaut. (C unverstänlich) (Stammtischbruderhafter Unterton) Du weisst, Du kannst Dir ja vorstellen welche. Dort wo sie Brüste zeigen.

C: Das ist noch einmal ein anderes Thema. (lachen)

G: Ja....das ist noch einmal ein anderes Thema. Aber das ist auch natürlich interessant, das ist höchst interessant, wie sich das verändert.

(B: Ja)

B: Was? Pornofilm schauen?

C: (ironisch verklemmt) Brüstchenfilme.

G: Ja. Wie sich die Rezeption davon verändert.

Neugierde die Gesprächsführung.

In beiden Punkten – der (dis)kontinuierlichen Musikbiografie als auch in der repetitiv-passiven Wahrnehmung – ist festzuhalten, dass sowohl der spezifische Medienkorpus als auch die biografischen Konzepte im Interview mit besonderem Interesse diskutiert wurden, weil sie mir aus eigener Medienerfahrung bekannt waren. Dieser Fokus, der sich teils in suggestiven Fragen äusserte, kam in der Analyse der Gespräche noch viel stärker zum Vorschein, sodass mich diese empfundene Einseitigkeit dazu veranlasste, meine Seminararbeit mit dem ernüchterten Fazit «Interviewanalyse als Monolog» zu betiteln. Dass es sich bei dem in der Untersuchung entwickelten Fremdverständnis um eine blossе Projektion eigener Erfahrungen handelt, wäre vielleicht eine etwas voreilige Kapitulation. Auf den zweiten Blick scheint mir diese kritische Selbstbetrachtung jedoch als geeignete Chance, die epistemologischen Grundsatzfragen der Medienethnographie einmal unter umgekehrten Vorzeichen durchzuexerzieren. Die methodischen Überlegungen werden bestimmt keinen Schaden daran nehmen, ausnahmsweise einmal nicht von einem positivistischen Verständnismodell,

sondern von einem zu relativierenden solipsistischen Gegenentwurf auszugehen: Wenn die Relativierung des eigenen Urteils (Monologcharakter, Projektion) gelingt und das Verständnis der anderen Medienrezeption nicht ausschliesslich auf Projektionen der eigenen Erfahrung basiert, stellt sich die epistemologische Frage nach dem Verstehen-Können auf eine andere Weise: Was wird verstanden, wenn nicht alles projiziert wird? Diese Projektionen des Forschers zeigen sich nicht erst in der Interviewanalyse und Deutung. Bereits in den Konzeptionalisierungen «des Rezipienten», «des Mediums» und dessen, was als Kontext

verstanden wird, lassen sich bestimmte Ängste und Zwänge des Forschers und wissenschaftliche Ausweichstrategien erkennen.

B: (erstaunlich erstaunt) Das verändert sich? Das nimmt mich jetzt aber schon wunder. Wie ändert sich das (G: Ja...) Darf das auf die Disk (C: Natürlich.)

G: Eine einfache Regel. (B: Ja?) Was Du schon einmal gesehen hast, ist langweilig. -- Das heisst, es wird eigentlich immer härter.

B: Ja, aber das hat ja schon Grenzen?

G: Ja, das hat schon Grenzen.

B: Also Du weisst bestimmt irgendwann einmal, was du magst.

G: Ja ja, absolut.“

## **Die Angst vor dem Medium: Context Always Wins**

Medienrezeption und Alltagshandeln werden zwar oft als sich gegenseitig durchdringende Kulturbereiche bezeichnet, genauere Beschreibungen, wie sich diese Durchdringung auf das Verständnis der einzelnen Begriffe auswirkt, werden jedoch aufgeschoben und der individuellen Beurteilung überlassen. In Lothar Mikos' Ausführungen zur Medienforschung im Feld zeigt sich dieser Aufschub darin, dass der Forscher ermahnt wird, sich die «Zusammenhänge [selbst zu] vergegenwärtigen», damit «er sich nicht im Feld der kulturellen Praktiken des Alltags der Menschen verlieren» werde.<sup>2</sup> Freilich ist nichts dagegen einzuwenden, dass die Vergegenwärtigung dieser Zusammenhänge dem Einzelnen überlassen wird. Doch werden mit dieser Verschiebung der Begriffsreflexion auf den Einzelfall letztlich nicht die Hinterfragung von Grundannahmen

<sup>2</sup> Mikos 2005a, S. 90.



und somit auch eine innovativ-kritische Methodendiskussion innerhalb der Methodendidaktik verunmöglicht?

Die gängige Methodik (z.B. narrative Interviews, teilnehmende Beobachtung) erfasst unterschiedliche Aspekte der Medienwahrnehmung nur oberflächlich. Dies ist zu einem bestimmten Teil zweifelsohne einer Fehlkonzeption von Kontext und Medium zuzuschreiben. Denn der unmittelbarste «Kontext» des Mediums, der eigentliche Rezeptionsakt, geht in seiner situativen Ausformung zwischen den ausufernden Kontexterweiterungen der sozialwissenschaftlichen Herangehensweise und den allzu medienimmanenten Inhaltsanalysen gänzlich unter. Dies ist nicht zuletzt einer hierarchischen Kluft zuzuschreiben, die – trotz der betonten gegenseitigen Durchdringung von Medienwahrnehmung und Alltagshandeln – in einer deutlichen Diskriminierung von «Medium» und «Kontext» aufrecht gehalten wird: «context always wins»<sup>3</sup> folgern Götz Bachmann und Andreas Wittel in der Rowohlt Einführung in die Methoden der Qualitativen Medienforschung als geltende Regel der Medienethnographie. Dabei werden die Wechselwirkungen zwischen Medium und Kontext («Auswirkungen von Medien auf ihre Kontexte», «Auswirkungen der Kontexte auf das Medium») als Mächteringen opponierender Instanzen gedacht. Während das Medium als «Text» zwar durchaus Dispositionen für die Generierung von Bedeutung liefern kann, wird die medienethnographische Auseinandersetzung mit Bedeutung auf der Seite des Kontexts dominiert. Zu der an sich bereits aussagekräftigen Opposition von Kontext und Medium kommt durch die Rede vom Gewinner und Verlierer («context always wins») ein hierarchisches Gefälle hinzu, das trotz der anthropologischen Ausrichtung der Sozialwissenschaft kritisch betrachtet werden sollte. Bleiben wir gedanklich nicht in denselben strukturellen Kategorien stecken, wenn wir die Strukturierung zwar dadurch relativieren, dass Medienrezeption und Alltagshandeln ineinandergreifen, unsere Aussagen aber trotzdem darin gründen, dass die eine Instanz auf die andere einwirkt?

Dass «Menschen den Medieninhalten und deren suggestiven oder

---

3 Bachmann / Wittel 2006, S. 211.

manipulativen Tendenzen nicht hilflos ausgeliefert sind»<sup>4</sup> sehen Bachmann und Wittel als die «wichtigste Erkenntnis der Medienethnographie» und ordnen sich damit in eine medienkritische Tradition ein, die das Individuum von der Medienmacht zu befreien hat. Sie verstehen die «Einbettung [des Mediums] in den Kontext» so, dass der aktive Konsument die Medien in seine Bedeutungs- und Nutzungsstrukturen eingliedert, um damit wieder Herr über sie zu werden. Dies widerspricht der anfangs geschilderten gegenseitigen Verflechtung insoweit, als diese zugegebenermaßen heuristische Überspitzung die Vorstellung eines passiven Konsumenten zwar verwirft, das deterministische Bild der manipulierenden Medienmaschinerie jedoch nicht in Frage stellt. Diese grundsätzliche Voreingenommenheit der Medienethnographie gilt es mit einer Thematisierung des Medienbegriffs kritisch zu hinterfragen. Wo setzt Medialität ein und weshalb hat sie einen so schweren Stand in einer Wissenschaftssphäre, in welcher Vorstellungen wie Objektivität und Wissenschaftlichkeit trotz ihrer Problematik nach wie vor insbesondere in der methodischen Reflektion herumgeistern?

Dass es sich bei einer Stärkung der Rolle des Mediums und der Relativierung des individualistischen Ansatzes um alles andere als eine posthumanistische Spielerei handelt, zeigt sich in den Gefahren einer missverständlichen rein rhetorischen Verwendung des Kontextbegriffs. Solange der Kontext als reines Argument gegen eine befürchtete Mediendominanz fungiert, muss er sich sowohl auf klare Vorstellungen von Subjektivität (z.B. aktiv, kreativ) als auch auf konkrete und mythische Gesellschaftsmodelle beziehen, die beide als Grundlage der Forschung vielmehr reproduziert als hinterfragt oder erweitert werden. So ist eine taxonomische Untersuchung, die sich an demografischen Gruppen orientiert, nicht im Stande einen subjektiven Umgang mit Medien zu beschreiben, sondern zementiert lediglich die gesellschaftlichen Stratifizierungen anhand des untersuchten Mediums. Doch auch was die Vorstellungen von «subjektiver Wahrnehmung» anbelangt zeigt sich eine mangelnde Problematisierung der theoretischen Grundlagen.

---

4 Bachmann / Wittel 2006, S. 211.

Im Folgenden möchte ich an den Problemfeldern der kulturwissenschaftlich stigmatisierten Passivität und dem eng mit der Medialität zusammenhängenden und oft unreflektiert gebrauchten Begriff der Selbstreflexion aufzeigen.

### **Stigmatisierung der Passivität**

Die Darstellung des Mediums als dem Individuum gegenübergestellte, autonome Kraft ist nicht sonderlich erstaunlich, wenn man bedenkt, dass die optimistische Aufwertung des Medienkonsumenten durch seine Aktivität (Audience Studies, Cultural Studies ) stark von diesem dualistischen Zerrbild abhängt. Gewiss wurden die meisten Konzepte, auf die ich mich hier berufe, an klassischen Sender-Empfänger-Medien (Fernseh, Radio, Kino etc.) entwickelt. Dennoch ändert sich nicht viel an der überschwänglichen Betonung der Konsumentenaktivität. Die noch viel euphorischere Zelebrierung des Rezipienten als kreativ-aktiver Instanz in den reziproken «neuen Medien» verstärkt die Ausklammerung passiver Elemente und die gedachte Hierarchie zwischen Medium und Kontext sogar noch. So besteht ein reales Ungleichgewicht zwischen einer Überzahl an Untersuchungen von aktiver Partizipation an der Mediengestaltung in Blogs und Websites gegenüber der nach wie vor eher marginal untersuchten Konsumation solcher Medieninhalte. Selbst in der Beschreibung der medienwissenschaftlichen teilnehmenden Beobachtung, in der man noch am ehesten eine Fokussierung auf den Rezeptionsakt erwarten würde, ist eine klare Vorstellung von Medienaneignung zu erkennen:

«In der Medienforschung ist dies in der Regel immer dann der Fall, wenn es darum geht, den alltäglichen Umgang der Akteure mit dem symbolischen Material der Medien zu erforschen und zu analysieren, wie sie mit diesem Material Bedeutungen produzieren, um ihre Identität zu entwickeln und sich in der sozialen Welt zu positionieren, die sie aktiv – auch mithilfe der Rezeption und Aneignung von Medien – gestalten.»<sup>5</sup>

---

5 Mikos 2005b, S. 317.

Die Wahrnehmung der Medien orientiert sich laut Mikos an symbolischen Ordnungen und die Bedeutung generiert sich erst in den «äusseren» Kontexten der «sozialen Welt». Dies schliesst jedoch grosse Teile davon aus, was auf «intimer Ebene» konsumiert und nicht unbedingt in der aktiv gestalteten sozialen Welt kommuniziert werden will oder kommuniziert werden kann. Der Umgang der Sozialwissenschaften mit dieser äusseren «sozialen Welt» wird von ganz anderer Seite her kritisch betrachtet. Die Verknüpfung bestimmter Medienkonsumspezifika mit kontextuellen Kategorien lassen durchaus Assoziationen mit der alten Hierarchie von Individuum und dem es determinierenden sozialen Umfeld aufkommen, wenn Ien Ang die Methoden gewisser sozialwissenschaftlicher Strömungen mit denen der profitorientierten Marktforschung vergleicht. Denn während sich Auswertungen gewisser Ethnographien in der Einteilung in verschiedene Verhaltensformen, beziehungsweise Rezeptionsmuster erschöpfen, bedient sich die Marktforschung ähnlicher Mittel, um die Mediengestaltung möglichst gewinnbringend an den Kontext spezifischer Zielgruppen anzupassen. Damit rückt sie die Wahl des Kontextes in eine eminent politische Position. Die Feststellung dieses «radikalen Kontextualismus», dass sich der Forscher in der unendlichen Verflochtenheit verschiedener Kontexte bewusst situieren und einschränken muss, hat zur Folge, dass vielmehr nach dem «Ausgangspunkt» als dem konzeptuellen Rahmen (Kontext – Medium) der Forschung gefragt werden muss.

«Die Antwort [auf die Endlosigkeit der Kontextualisierung] [...] sollte nicht in dem Bemühen gesucht werden, erkenntnistheoretisch perfekt zu sein, sondern in den unsicheren Wegen der Politik von Erzählen und Erzählung, von Geschichte und Gespräch.»<sup>6</sup>

Das Erzählen dient bei Ang als Ausgangspunkt, dem die Theoretisierung und Kontextualisierung zuvor kommt. Die Fokusverlagerung von einem soziologisch gedachten Kontext auf den situativ angesetzten Kontext des

---

6 Ang 1997, S. 93.

Gespräches sollte aufhören lassen, wenn wir uns grundlegend mit der Bedeutung narrativer Methoden für die Untersuchung von – ebenso situativer – Medienwahrnehmung auseinandersetzen wollen.

Die Dämonisierung des Mediums in der Ethnographie ist nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, dass es gerade die eigene Medialität und Mittelbarkeit der Feldforschung ist, um die ein Grossteil der neueren Methodenliteratur kreist. In dieser Hinsicht stossen wir auf neue Probleme, wenn wir mit der Frage des Mediums direkt in der Gesprächssituation ansetzen. Im Folgenden werde ich zum einen auf die Reflexion der eigenen Medienwahrnehmung und -erinnerung als Verständnisgrundlage der Analyse eingehen. Zum anderen werde ich anhand der Grenzen der Erzählbarkeit das Problem der Passivität insofern wieder aufrollen, als sich die Frage stellt, ob diese nicht aufgrund minderer Bedeutsamkeit innerhalb kultureller Praktiken, sondern aufgrund eines rein methodologischen Defizits so wenig thematisiert wird.

### **Remedialisierung von Erfahrung: eine Kritik am Korrektivprinzip «Selbstreflexion»**

Was bedeutet es, wenn wir Narration nicht von einem Gesprächstranskript, sondern von der Gesprächssituation und der Analysesituation aus denken? Zentral in diesem Anliegen scheint mir, dadurch nicht die Illusion einer bestrebten Unmittelbarkeit zu nähren, sondern die Vorstellung von Mittelbarkeit und Dezentralisierung postmodernen Wissens aus ihrem defizitären Status zu befreien. Die Analyse von erzählter Erfahrung muss in doppelter Hinsicht als mittelbar betrachtet werden: Die erste Medialisierung findet im Erzählen, in dem anekdotischen bis epischen Aufgreifen unterschiedlicher Erfahrungen des Befragten statt, während die zweite Medialisierung in der wissenschaftlichen Analyse erfolgt, in der die erzählten Inhalte als diskursive Ausschnitte innerhalb eines «wissenschaftlichen Relevanzsystems» beurteilt werden. Hans Wagner schildert diesen Verarbeitungsprozess wissenschaftlicher Beobachtung in den verschachtelten Schritten «Beobachtung, Interpretation, Theorie». Um das Verhältnis dieser Schritte und die Rolle des Forschungsobjekts in ihnen genauer zu verstehen, sollten wir an der allgemeinen wissen-

schaftlichen Synthese, der «wissenschaftlichen Theoriekonstruktion» ansetzen. Mit dem Verweis auf Alfred Schütz' «Postulat der Adäquanz» gesteht Wagner den Theoriekonstruktionen zwar ein, dass «sie mit den Konstruktionen des alltäglichen Denkens verträglich sein müssen»<sup>7</sup>, doch gerade in Bezug auf die Vorstufen der Theoriefindung nimmt die Alltagswahrnehmung eine gänzlich andere Funktion ein. Ein Grundstein zu dieser Objektivierung und Abstrahierung des Wissens ist in seiner Beschreibung der von Schütz geforderten Ausklammerung des Forschersubjekts gelegt:

«Wer wissenschaftlich arbeitet und als Wissenschaftler in theoretischer Einstellung die Welt beobachtet, muss sich von diesen Befangenheiten, die Beobachtungs- und Denkwängen gleichkommen, frei machen oder sie wenigstens reflektierend und kontrollierend beherrschen.»<sup>8</sup>

Aus der Formulierung von Wagner werden zwei prägende Aspekte des wissenschaftlichen Selbstverständnisses sichtbar; die Rolle der Theorie für Wissenschaft einerseits und die «Befangenheit» des Forschers andererseits. In beiden Punkten zeigt sich, dass die eigens geforderte Selbstkritik immer wieder nur an der Oberfläche des methodologischen Diskurses auftaucht. Dass die biografische Situation des Forschers als bedauernswerte Gebundenheit dargestellt wird, die ihn von der absolut objektiven Überwachung trennt, ist ein zur Genüge diskutiertes und kritisierendes Muster sozialwissenschaftlicher Methodenliteratur. Dennoch ist die Ausrichtung am Legitimationskriterium der «Wissenschaftlichkeit» grundlegend für das Verständnis von Selbstreflexion als Validität garantierendes Korrektivprinzip. In Wagners Forderung zeigt sich exemplarisch, wie die Selbstreflexion lediglich als abgeschwächte Form der Kontrolle, Beherrschung oder totaler Ausklammerung kommuniziert wird.

Inwiefern dieses Verständnis von Selbstreflexion immer nur eine sehr oberflächliche Methodenkritik zulässt, wird in Wagners Schilderung

---

7 Wagner 2006, S. 91.

8 Ebd., S. 76.

des wissenschaftlichen Relevanzsystems besonders deutlich. Indem er die erwünschte «theoretische Einstellung» des Wissenschaftlers mit dem «Alltagsverstand» kontrastiert, versucht er einen ausserhalb des Forschers vorhandenen «Korpus der Erkenntnis seiner Wissenschaft»<sup>9</sup> zu stärken. Denn im Relevanzsystem des Forschers sollten nicht mehr die «individuell-subjektive Erfahrung und der Wissensvorrat des Alltagsverstands» massgebend sein für die gelenkte Wahrnehmung der Beobachtung.

In dieser klaren Trennung von atheoretischem Alltagsdenken und dem theoretischen Wissenschaftsdenken zeigt sich, wie selten die szientistischen Tendenzen der verstehenden Sozialwissenschaft mit den eigenen Methoden reflektiert werden. Dies würde nämlich bedeuten, auch die «Erkenntnisse seiner Wissenschaft» und insbesondere deren mangelhaft hinterfragtes Wiederholen als kontextgebunden zu betrachten. Der Kontext bedeutet hier sowohl die Situation des Forschers als akademischer Angestellter/Auszubildender mit spezifischen wissenschaftlichen Interessen, Pflichten und einer bestimmten Positionierung innerhalb der eigenen Wissenschaft. Hinzu kommt hier die Rolle des Erforschers der «eigenen Kultur» als Privatperson, welche einen Teil ihrer Alltagswelt zum Untersuchungsgegenstand der professionellen Auseinandersetzung macht und dadurch wiederum von wissenschaftlichen Theorien in ihrer Alltagserfahrung geprägt wird.

In der eigenen Erfahrung zeigt sich mir, wie stark die wissenschaftliche Praxis (Lesen, Medienanalysen, Diskutieren, Schreiben) theoretische Affinitäten in der alltäglichen Wahrnehmung schärft und die daraus resultierenden Beobachtungen die «wissenschaftlichen Erkenntnisse» wiederum in ein neues Bezugssystem einbetten. Die Rückkoppelung und Vermengung von wissenschaftlicher Theorie und der Alltagserfahrung wird erst in der Wiedereinschreibung in der wissenschaftlichen Praxis manifest. Der Rückgriff auf eigene Erfahrungen äussert sich in der Auseinandersetzung mit Medien in besonders starker Weise. Die erläuterten Schritte der Medialisierung vom Medium, über die Rezeption hin zur Analyse und Medialisierung des Erzählten muss sich gerade in

---

9 Wagner 2006, S. 77.

dem Punkt auf eine Remedialisierung der eigenen Erfahrungen beziehen, wo eine verstehende Deutung erfolgen sollte. Hierbei vertrete ich die Auffassung von Ang, dass der ethnographische Diskurs auf jeden Fall «seine vorrangige hermeneutische Ambition beibehalten [soll], um Bilder zur Verfügung zu stellen, die es uns erlauben, das Leben anderer Leute wie auch das unsrige besser zu verstehen.» (Ang 95) Dass der selbstreflexive Vorgang nicht dazu dienen sollte, das andere Leben durch die Ausklammerung des eigenen zu verstehen, ist eine Konsequenz daraus. Ganz im Gegenteil würde die Selbstreflexion bedeuten, das Leben des anderen und die Wahrnehmung des anderen nur durch einen kritischen Einbezug der eigenen Erfahrung zu verstehen. Hier muss eine Medienethnographie einsetzen, wenn sie sich nicht auf ein semiotisches, «den Sinnen entzogen[es]»<sup>10</sup> Kommunikationsmodell beschränken will, denn genau dieses wird bei Wagner für ein Verstehen als «Interpretationsschema» vorausgesetzt:

«Damit eine Kommunikation mit wechselseitigem Verstehen wirklich zustande kommt, muss das Interpretationsschema, das den Mitteilenden bei der Setzung seiner Zeichen leitet, im Grossen und Ganzen mit dem Interpretationsschema übereinstimmen, das der Empfänger der Zeichen benutzt.»<sup>11</sup>

Wenn wir dieses Interpretationsschema aber nicht als gegeben betrachten und dessen alleinige Bedeutungsmacht auf geteilte Erfahrungen und Sozialisierungen zurückführen, die intersubjektives Verstehen erst ermöglichen. Was gelungene Kommunikation bedeutet, lässt sich nur dadurch nachvollziehen, dass wir eine solche selbst immer wieder erfahren und dieses Interpretationsschema durch diese Erfahrung derart präsent ist in den bewussten Bedeutungsprozessen. Die Vorstellung davon, wie etwas wahrgenommen wird, hängt in den Grundzügen also immer von einer empirischen Nachvollziehbarkeit, also von eigener medialer Erfahrung

---

<sup>10</sup> Wagner 2006, S. 80.

<sup>11</sup> Ebd., S. 82.



ab. Weshalb sollte dasselbe also nicht auch für assoziative oder affektive Wahrnehmungsprozesse gelten, die anderer Interpretationsschemen bedürfen? Weiter zu prüfen gilt es jedoch auch, welche Rolle die Medien bei einem solchen anderen Interpretationsschema einnehmen würden.

### **Grenzen der Erzählbarkeit und die Potentiale empirischer Forschung**

Das Problem der Medialisierung von Erfahrung schildert Brigitta Schmidt-Lauber in ihrer Arbeit zur «Gemütlichkeit» von einer etwas anderen Seite. In den von ihr geführten Interviews versucht sie sich der Wahrnehmung und Konzeption von Gemütlichkeit durch deren Erfragung und Beschreibung zu nähern. Die Diskrepanz, die Schmidt-Lauber zwischen der Wahrnehmung der Befragten und deren Darstellung im Gespräch sieht, äusserte sich in der stark «fragmentarisch[en] und spontan[en]» Art der Gespräche. Die Befragten stellten ihre Vorstellung davon, was sie als gemütlich empfinden, entweder innerhalb eines Netzes von stereotypischen Situationen (Bad mit Kerzen, Wein, Cheminée etc.) oder rein «assoziativ und intuitiv»<sup>12</sup> dar. In ihrem programmatischen Aufsatz zu den «Grenzen der Narratologie» versucht Schmidt-Lauber diesen Sachverhalt nicht daran festzumachen, dass die Interviewführung verbessert werden müsste, damit der Redefluss der Befragten deren Erfahrung adäquater darstellen würde. Das Problem verortet sie grundsätzlicher in einigen Grundannahmen der Erzählforschung.

Es wird in den Interviews zwar immer wieder auf Situationen verwiesen, bei welchen der Begriff als passend empfunden wird, doch die Befragten scheinen sich viel eher dem Begriff zu nähern versuchen, als in den Beispielen die innere Funktionsweise oder Empfindung von Gemütlichkeit zu beschreiben. Dies führt Schmidt-Lauber zur Feststellung, dass sich «offensichtlich nicht alle Erfahrungsdimensionen in Geschichten [formen] und [...] in diesen erkennbar»<sup>13</sup> werden. Die Schwierigkeiten solche Situationen in einer Erzählung zu erfassen schreibt

---

12 Schmidt-Lauber 2005, S. 152.

13 Ebd., S. 154.

sie nicht einem Unvermögen des Erzählens oder gar des Erzählenden zu. Vielmehr weist sie in den Vorstellungen und Erwartungen an das «narrative Interview», wie es von Fritz Schütze vorgeschlagen wurde, auf eine gewisse Fehlkonzeption hin. Die Überlagerung der persönlichen Erfahrung durch stereotype Erzählmuster wirft demzufolge auch andere Fragen auf als die der Objektivität.

Bei der Diskrepanz zwischen «Erfahrung und Erzählung» geht es nicht darum, dass das Erfahrene im Erzählen durch die subjektive Darstellung irgendwie verstellt würde. Das Problem liegt darin, dass sich die befragte Person einer bestimmten (sprachlich, narrativen) Form der Äusserung und deren funktionalen Gegebenheiten<sup>14</sup> unterordnen muss. Den Rückgriff auf stereotypische Erklärungsmuster auf typengebundene Rezeptionsmodi zurückzuführen, verkürzt die Komplexität der Untersuchungsgebiete oder verfehlt deren Bedeutung gänzlich. Spätestens hier geraten wir mit der Devise, dass sich Bedeutung erst im Kontext, resp. in der subjektiven Auffassung konstituiert, in eine konzeptionelle Sackgasse. Denn wo sollte die qualitative Forschung ansetzen, wenn die Bedeutung gewisser Erfahrungen nicht sprachlich geäußert werden kann? Und inwiefern muss sich auch der postmoderne Geschichtenerzähler hintersinnen, wenn er nichtsprachlichen Bedeutungsprozessen gegenüber steht? In der «reinen ‚Textgläubigkeit‘»<sup>15</sup> einiger narratologischer Ansätze wird die Bedeutsamkeit von «Ereignissen und Aspekten von Realität, die nicht festgehalten oder gar festzuhalten sind» ignoriert und Potentiale empirischer Forschung [bleiben] ungenutzt.»<sup>16</sup>

### **Ethnographien gelebter und erlebter Alltagskultur**

Um die Potentiale der Medienethnographie zu erkennen, hilft es aufzuzeigen, wo die Grenzen des qualitativen Ansatzes gesehen werden. Eine ziemlich desillusionierte und inkonsequente Ansicht vertreten dabei die Verfasser der bereits erwähnten Einführung in die Medienethnographie. Dass sich Thesen zu quantitativ erfassbaren Medieneffekten nicht

14 Vgl. «Zugzwänge des Erzählens» Schmidt-Lauber, S. 149.

15 Schmidt-Lauber 2005, S. 158.

16 Ebd., S. 158.

ethnographisch falsifizieren lassen, sei laut Bachmann/Wittel «weniger eine Frage der fehlenden Repräsentativität als ein epistemologisches Problem: Viele Medieneffekte entziehen sich einem weichen Zugriff, denn sie werden als Effekt erst in der grossen Zahl sichtbar.» (Bachmann/Wittel 212) Als ob die gesamte Konzeption von qualitativer Kontextforschung vom eindeutigen Nachweis direkter Effekte leben würde, zeigen sie sich erdrückt von der Beweislast «methodisch überzeugender» und «wohl fundierter» quantitativer Daten über nachgewiesene antisozialen Wirkungen von Medienkonsum, sodass ihre anfängliche Devise in ihr Gegenteil gekehrt wird: «context doesn't always win».

Genau in diesem Punkt kommt der Trugschluss der hierarchischen Gegenüberstellung von Medium und Kontext zum Tragen. Die Unterscheidung der Fragen von «was Medien mit Menschen tun» und «was Menschen mit Medien tun» widerspricht der anfangs postulierten gegenseitigen Durchdringung von Medium und Kontext. David Gauntlett formuliert in seinem Buch «Moving Experiences. Media effects and beyond» die Frage danach «was Medien mit Menschen tun» nicht als «question of effects», sondern als «effects of wrong questions». Die Methodendiskussion wird über die eigene Arbeit hinaus gedacht und hinterfragt das grundsätzliche Verhältnis von Medien und Umfeld. Dieses in erster Linie konzeptuelle Problem zieht blinde Flecken mit sich, die in der Suche nach den gegenseitigen Auswirkungen von Kontext und Medium aufgrund geringerer diskursiver/gesellschaftlicher Relevanz keine Beachtung finden:

«The search for direct or immediate effects has continued largely by ignoring this problem [das Problem der gegenseitigen Durchdringung], and brings with it its own flaws, leading to neglect other areas such as the less obvious impact of mass media on general consciousness and culture over long periods of time.»<sup>17</sup>

---

17 Gauntlett 2005, S. 15.

Gauntlett plädiert damit nicht dafür, diese «less obvious impacts» als Begleiterscheinungen von den «eentlichen» politischen, soziologischen (o.ä.) Medieneffekten zu erwähnen, sondern ihnen durch eine offenere Methodologie entgegen zu kommen. Ich würde hier soweit gehen, dass diese unauffälligeren Einflüsse nicht einer gesonderten Spezialmethodologie bedürfen, sondern dass sie ein generelles Überdenken der sozial- und medienwissenschaftlichen empirischen Methodologie fordern. Bei einem Blick auf die Bandbreite an Ausdrucksmitteln, die Gauntlett in seinen Befragungen einsetzt und die von Videodokumentationen über Kinderzeichnungen von Prominenten hin zu Duplo Legos als metaphorisch-assoziative Kommunikationsmöglichkeit von Medienerfahrung reichen, zeigt sich zudem das Wagnis, sich auf Erhebungsmethoden einzulassen, die sich einem positivistischen Leseprozess (sprachliche Aussage = gemeinte Aussage) radikal verweigern. Dadurch, dass die «Aussagen» in nur beschränkt nachvollziehbaren Ausprägungen erhoben werden, wird ein Eingeständnis an die Medialität der eigenen Forschung gemacht, das jenseits von diskursiven Relativierungen und epistemologischen Bescheidenheiten auf eine selbstreflexive Deutung erfordert, die den Forschungsprozess in all seinen Dimensionen einbezieht.

## Quellenangaben

- Amman, Klaus / Hirschauer, Stephan: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Amman, Klaus / Hirschauer, Stephan (Hg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 1997. S. 7–53.
- Ang, Ien: Radikaler Kontextualismus und Ethnographie in der Rezeptionsforschung. In: Hepp, Andreas / Winter, Rainer (Hg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. Opladen 1997. S. 85–102.
- Bachmann, Götz/ Wittel, Andreas: Medienethnographie. In: Bergmann, Jörg (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Rowohlt, 2006. S.205–215.
- Gauntlett, David: Moving Experiences (second edition) Media effects and beyond. John Libbey Publishing: Eastleigh, 2005.
- Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Aus dem Englischen von Gustav Rossler. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 2007.
- Mikos, Lothar: Alltag und Mediatisierung. In: Wegener, Claudia / Mikos, Lothar (Hg.): Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. UVK, Konstanz 2005, S. 80–92.
- Mikos, Lothar: Teilnehmende Beobachtung. In: Wegener, Claudia / Mikos, Lothar: Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. UVK: Konstanz, 2005, S. 315–323.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt am Main, 2003: campus Verlag GmbH. (v.a. «Gemütlichkeit als Herausforderung der Alltagskultur(forschung)» 13–28, «Erinnerungen an Gemütlichkeit und der Zugang zu Alltagserfahrung» 195–205)
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Hengartner, Thomas / Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biografieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann (Lebensformen, 17). Berlin 2005, S. 145–162.
- Wagner, Hans: Beobachtung, Interpretation, Theorie. In: Bergmann, Jörg (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Rowohlt, 2006. S.72–92.